

U

nterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



17. Jahrgang 1917.



Nr. 8.

Wurzwallner.

Von Hans Natonek.

(Nachdruck verboten.)



Der Zirkus Barré befand sich in einer mittleren Stadt Thüringens, als, an jenem unvergessenen Tage, der Ruf „Mobil“ wie ein Trompetenton durch Deutschland schmetterte. An diesem Abend stand das geräumige Zelt des Zirkus leer, buchstäblich und ohne Übertreibung: leer. Die Vorstellung wurde abgesagt; die Artisten waren damit soweit ganz zufrieden und schlichen dennoch recht trübselig umher oder drückten sich misgütig in eine Kneipenecke. Direktor Barré seinerseits verbrachte den schönen Sommerabend damit, zu fluchen oder wuchtigen Schrittes seinen Zirkus zu durchqueren, was er abwechselnd tat oder beides zugleich, mit seiner Frau zu zanken, die ihm nichts schuldig blieb, worauf er einen dummen August verprügelte, der aus einer unbegreiflichen ergebungsvollen Gutmütigkeit als einziges Lebewesen (außer einem Pintscherbündchen) innerhalb des gefährlichen Handbereichs des Direktors ausharrte. Es herrschte eine ganz merkwürdige, gedrückte, sehr eflige Stimmung in der kleinen, grünen Wagenburg. Man fühlte sich plötzlich einsam und völlig ausgeschaltet, völlig im Dunkeln und konnte sich dieses dumpfe Gefühl nicht erklären und begriff überhaupt nicht recht, was das alles zu bedeuten habe. Aber die gewaltige Energie des Direktors gab sich nicht trüb sinnend der plötzlich hereingebrochenen Katastrophe hin, er widersetzte sich noch, verwünschte Krieg und Politik und schwadronierte, mit welcher rücksichtslosen Plötzlichkeit das alles gekommen sei; und er, Direktor Barré, habe von garnichts gewußt; man fragt ihn garnicht, da kommt so ein Krieg und zerstört ihm sein Geschäft. Und jetzt steht er in seiner leeren Manege.

Und doch war das nur der Anfang. Dann aber sprach der Krieg persönlich bei Herrn Direktor vor, holte die Hälfte seiner Pferde, holte seine Akrobatentruppe „Frères Piquards“ alias Gebrüder Kuhlmann, und stellte sie in ein Füsilier-Regiment. Dann kamen zwei Clowns an die Reihe, die mit burlesker Wehmut und komischen Trauer-Grimassen Abschied nahmen, dann der Leichtathlet, und dann waren eines Tages die gelben Jongleure, leise wie sie gelebt, verschwunden. Aber selbst Direktor Barré, dem sein schöner Name garnichts half, und der, recte Wilhelm Holzmüller, einen sehr stattlichen Kürassier abgab, war noch nicht der letzte in dieser Reihe.

Frau Direktor Holzmüller, geborene Barré aus Kolmar, führte jetzt — wohlgerne unter dem Namen „Zirkus Holzmüller“ — das Geschäft weiter. Es war kärglich genug. Aber mit dem stark zusammengeschmolzenen Personal konnte man sich eben noch durchschlagen. Die Gesellschaft bestand jetzt nur noch aus Frau Direktor mit ihren verschiedenen Dressurakten, einem etwas schief

gewachsenen Herrenreiter, einem plastischen Akt, einem Schlangenmenschen, einem Schwerathleten aus einem neutralen Lande, den beiden böhmischen Zirkusreiterinnen Geschwister Novotny und einer kleinen Kiliputanertruppe.

In einem dieser kleinen Leute, der den merkwürdigen wuchtigen Namen Anton Wurzwallner führte, ging seit Kriegsbeginn eine seltsame Wandlung vor sich. Zwar mit Sicherheit läßt sich das nicht sagen, denn der kleine Wurzwallner war immer ein stiller, abseitiger, verschlossener Mensch gewesen; er hielt es nicht mit seinen Berufs- und Schicksalsgenossen, den kleinen, unvernünftigen, kindischen Wesen, die ihre Zeit damit zubrachten, einander zu necken und mit Nusschalen und Papiertnäuel zu bewerfen wie die Affchen. Nein, o war Anton Wurzwallner nicht. Er schlich einsam durch seine Tage, von den anderen darum gehänselt und verfolgt, empfand die Kläglichkeit seines Daseins, ärgerte sich über die herzlose Neugier der gaffenden Menschen, wenn er, in dem allerdings paradoxen Aufzug, mit einem steifen Hut und modisch geschnittenem Gehrock bekleidet, eine auffallend große Zigarre im Mund, Lackschuhe, Spazierstöckchen und hellgelbe Glace, als ein Miniaturdandy neben dem hünenhaften Direktor durch die Straßen schritt. Auf diese Weise machte Direktor Barré für seine Kiliputanertruppe und sein Unternehmen Reklame.

Anton Wurzwallner wurde in eine für seine zierlichen Maße angefertigte, feldgraue Uniform gesteckt und übte in der Manege Paradeschritt, von einem baumlangen Korporal gedrillt, den ein Clown verkörperte. Es ist nicht zu leugnen, daß es ungemein grotesk ausah, wenn der Kleine seine winzigen Beinchen fast wagrecht streckte, die Brust wölbte, die Puppenärmchen recht schneidig krümmte und mit tiefstem Gesicht, die Augen auf den baumlangen Korporal gerichtet, seine Übungen machte. Das Publikum unterhielt sich bei diesen Übernheiten vorzüglich und ließ seine naive und etwas rohe Vergnügtheit nicht durch den schwächsten Schatten der Erkenntnis trüben, daß hinter der komischen Szene das bare Leiden lag.

Wenn seine Nummer vorüber war, schlich Anton Wurzwallner in den Stall, sah gern die Pferde mit ihren stummen traurigen Augen oder kauerte sich an den Käfig und folgte mit dem Blick dem ruhelosen, unerlösten Auf und Ab der Raubtiere. Hier grübelte er oft lange, ob er denn eigentlich zur menschlichen Gattung gehöre oder nicht viel mehr Tier sei. Zwar besaß er menschliche Gestalt, aber es war so unendlich viel, was ihn von den Menschen trennte. Nein, niemals würde er in ihre Gemeinschaft emporwachsen, niemals das Glück des Lebens mit ihnen teilen, denn seine Andersartigkeit schloß ihn von der Welt jenseits der Zeltwand des Zirkus aus.

All dieses und noch manches andere war Anton Wurzwallner bewußt geworden. Vor allem das Gefühl seiner absoluten Überflüssigkeit. Daß es Krieg geben konnte und zugleich etwas, das man „Liliput“ nannte! Liliput — dieses unwirkliche, zärtlich-spöttische Wort, mit dem man ein wenig mitleidig lächerliche Lebewesen bezeichnete. Liliputaner — dieses komische Puppensein, diese Spielerei, diese phantastische Unwirklichkeit inmitten des furchtbaren Ernstes und der riesenhaften Realität der Welt! Und dabei doch Mensch sein, ein ganz erwachsenes ernsthaftes Gesichtchen besitzen, in dem ein Schnurrärtchen zu sprossen beginnt, und mit guter Vernunft begabt in seiner Zwanzigjährigkeit neben der Welt einherlaufen müssen. Das war sein Zustand. Und daß Anton Wurzwallner angesichts des Unabänderlichen nicht still resignierte, daß der Däumling an dem Fels des Schicksals zu rütteln versuchte, machte das Elend des Liliputaners so unermesslich groß, daß es ihn gewiß langsam getötet hätte, hätte das Leben nicht mitleidig beschlossen, seine mißratene Schöpfung auf kürzere Weise und weniger qualvoll auszuliegen.

Wurzwallners Nummer war vorüber. Er hatte ohne Lust gearbeitet, seine Bewegungen waren matt und ohne Schwung, und Frau Direktor, die es wohl bemerkt hatte, nahm sich vor, den Kleinen ein wenig scharf unter die Fuchtel zu nehmen.

Er schlich, wie gewohnt, nach dem Stall, streichelte einen grauen Schecken mit hellroten Nüstern, während der Schwerathlet aus dem neutralen Lande in die Manege trat. Seine Erscheinung hatte, vielleicht gerade in dieser Zeit, etwas überaus Widerliches, das Anton Wurzwallner deutlich herausempfand. Er besaß Stieraugen, einen Stiernacken und überhaupt einen Stierkörper, der den Eindruck erweckte, als wolle er jemand erdrücken; seine massige Breite hatte etwas Rücksichtsloses, Selbstsicheres und Proziges. Man hatte das Gefühl, daß er seinem Nächsten Raum und Licht und Luft wegnehme, so breit war er da. Nicht die geringste Scham war in ihm, mit soviel ungenutzter Körperlichkeit herumzulaufen. Im Gegenteil, dieser neutrale Schwerathlet tat sich auf sein massives Hiersein nicht wenig zugute, und man konnte, in bezug auf das Fehlen der kräftigen jungen Männer unverkämpfte Reden aus seinem Munde hören, die garnicht wiederzugeben sind.

Jetzt trat er ab, einiger Beifall klatschte und aus einem der grünen Wagen kamen zwei junge Mädchen in kurzen Röckchen gesprungen. Die Kleinere hielt eine Springschnur in der Hand. Geschickt schwangen sie sich auf die glühende, breite Sammet-schabracke des bereitgehaltenen grauen Schecken, standen oben, wiegen sich ein wenig prüfend in den Knien, ob sie auch festen Stand hätten, faßten sich zart und leicht an den Händen und trabten bei den Klängen einer Polka durch die zurückgezogenen Portièren in die Manege.

Es folgten die Abungen, die Anton Wurzwallner, hinter der Portièr versteckt, immer mit der gleichen unsäglichen Zärtlichkeit in den Augen schon unzähligemal gesehen hatte. Erst arbeiteten die beiden Schwestern gemeinsam. Bozena Novotny hüpfte geschickt auf die Schultern der älteren Schwester, stand etwas zaghaft und unsicher oben, mit leicht gespreizten Fingern und dem leisen Ausdruck der Angst in ihrem Kindergesicht, bis ihre Schwester flüsternd das Kommando gab, herunterzuspringen, alles, während der graue Schecke mit den hellroten Nüstern schnaubend und in gleichmäßig-rubiger Gangart, die Wurzwallner ängstlich nicht aus dem Auge ließ, Runde um Runde abtrabte. Dann trat die ältere Schwester ab. Bozena stand allein auf der Sammet-schabracke, ihre Erscheinung war durch die ihrer erwachsenen überragenden Schwester nicht mehr gestört und beherrschte in ihrer vollkommnen Zierlichkeit und Anmut das Rund der Manege. Bozena sprang auf Kleinmädchenart über

ihre Springschnur, spielte mit einer Puppe, wobei sich Bozena bald auf den Sattel niederließ, bald aufsprang, leicht und sicher wie auf dem festen Boden. Das aber war der Höhepunkt und am schönsten sah es aus, wenn sie, mit leicht emporgestreckten Armchen, das linke Bein rückwärts gestreckt und ein wenig erhoben, in ernster schwärmerischer Haltung gleich einem Siegescherub durch den Raum schwebte. Sogar der graue Schecke hielt das Schnauben an und man hörte nur den gedämpften rhythmischen Anschlag der Hufe im Sand.

Anton Wurzwallner sah mit jenem poetisch gesteigerten, verklärten Blick, der Seele und Körper, zu einer höheren Einheit verschmolzen, in Eins erfaßt. Er sah Bozenas rosige Beine und Arme, die durchsichtig waren wie Karneol; sah ihre veilschenblauen, schimmernden Augen, die etwas Ahnungsvolles hatten und fast zu Wissen Gereiftes; sah das Spiel ihres Körpers, der so selten geheimnisvoll war und dem man die Unbewußtheit nicht glaubte und dessen süße, mitunter kokette Bewußtheit etwas Unwirkliches, nicht ernst zu Nehmendes hatte, als wäre sie, ohne eigentlichen Verstand und auf harmlose Kinderart den Erwachsenen nachgemacht. Das alles sah Anton Wurzwallner und er war sehr, sehr in die zehnjährige Bozena verliebt.

Bozena spielte gern mit ihm. Er hatte so hübsche kleine Händchen wie sie, ein niedlich modelliertes Köpfchen und war überhaupt so puppenhaft zierlich, bis auf den traurigen Zug in seinem Gesicht, aber den sah sie nicht, nein, den sah Bozena wirklich nicht. Sie wußte auch nicht, daß sie Anton weh tat, wenn sie ihn zu ihren kindlichen Spielen herabzog. Sie wußte ja garnicht, daß er zwanzig Jahre war, wußte nicht, daß er sie liebte, was kümmerte das sie, für Bozena war der Kleine ein feines Spielzeug, eines, das ihr wirklich Spaß machte, nichts weiter. Wurzwallner ließ alle Torheiten des übermütigen Mädchens über sich ergehen. Er war ja so froh und glücklich, in ihrer Nähe sein zu dürfen. Er ging auf alle ihre Spiele ganz ernsthaft und sachlich ein, ließ seine überlegene Erwachstheit nicht merken und verschloß seine Liebe in der Tiefe seines Herzens.

Dieses Idyll, das sich, sofern man nicht tiefer drang, von außen ganz lieblich ansah, dauerte, bis der Krieg kam. Mit weit aufgerissenen Augen sah Wurzwallner die schwachen Reflexe eines fernen Geschehens, die wie leise Wellen einer unsichtbaren meilenfernen Brandung in das ruhvolle Innere des Landes zurückebbt. Er sah jagende Wagenreihen mit Verwundeten, stumme Kolonnen Gefangener, Soldaten, singende Regimenter, die zum Bahnhof abmarschierten und das Begräbnis eines seinen Wunden erlegenen Kriegers. Spürte mit der Feinfühligkeit eines, der abseits steht, wie alle Welt von einem gefasteten Ernst getragen war und gleichsam emporgehoben aus ihrem Alltag, wenngleich sie ihm gab, was des Alltags war. Aber sie tat es mit einer Zerstreuung, sozusagen geistesabwesend.

Der gewaltige Sturm draußen, der die Welt erschütterte und an ihm vorüberging, ohne ihn auch nur anzufächeln, verwirrte ihn dermaßen, daß seine sonst gesunde Einsicht nicht wenig darunter litt. Wenn die Geiegerheit es ihm erlaubte, schlich er auf die Straße, nur um unter Menschen zu sein, nur um an ihrem warmen Strom teilzuhaben. Aber er verschwand nicht in ihm, im Gegenteil, er war immer vereinzelt, immer obenauf und umkreist von Neugier. Das schlug ihn wieder in die Flucht. Aber die Sehnsucht, draußen zu sein, in Licht und Wärme und mit allen gemeinsam, nützlich zu sein auf gute Menschenart, wuchs unbezwinglich groß. — Es trieb ihn zu Bozena. Sein Dasein mußte er beweisen, beweisen, daß er kein Atom war im unendlichen Aether, kein nutzloses Mißgeschöpf, oder er ging an dem krampfhaft abgewehrten Zweifel, es doch zu sein, zu Grunde.

„Bozena,“ sagte er, „wir werden nicht mehr lange beisammen sein. Ich gehe fort (beinahe hätte er gesagt:

zu den Menschen, — aber hatte diese Worte, die seine Andersartigkeit verraten hätten, noch rechtzeitig unterdrückt). Ich muß etwas tun, was jetzt alle Menschen tun — hier halte ich es nicht mehr aus. Vielleicht kann ich im Kriege zu etwas nützlich sein, — Bozena, das würde mich über alle Maßen glücklich machen. Noch heute will ich fragen, ob sie mich zu etwas brauchen können.“ Er faßte ihre Hand und blickte gerührt von der Vorahnung des kommenden Abschieds und ganz ergriffen von der lebhaften Vorstellung, in den Krieg zu ziehen, mit Innigkeit in Bozenas verständnisvolle, kühle Kinderaugen. „Bozena, ich liebe Dich,“ flüsterte er bebend und trat ganz dicht an sie heran. „Du bist das einzige Wesen, das ich liebe,“ und dabei empfand er, wie so oft, die Seligkeit, daß Bozena ihn an Leibeshöhe kaum überragte. Das gab ihm Mut und Sicherheit, er streckte seine Arme aus, das Mädchen zu umfassen, und erhielt einen ziemlich derben Stoß vor die Brust. Bozena war sehr ungehalten und kränzelte hochmütig ihre Lippen. „Mache doch keinen Quatsch,“ sagte sie, ärgerlich darüber, daß das Spielzeug zu leben wagte, einen Willen hatte und überhaupt ganz menschlich-wirklich war. „Du bist doch nur ein Zwerg und ich heirate Dich nicht, fällt mir nicht ein. Ich werde groß werden, aber Du wirst klein bleiben. Dann suche ich mir einen großen Mann aus, solchen, wie meine Schwester hat. Spielen tu ich mit Dir, wenn Du aber nicht willst, mache ich mir auch nichts draus und find' schon was anderes. Und in den Krieg willst Du gehen? Daß ich nicht lach'!“ Und gleich ließ sie ihren Worten eine wohlgelungene mitleidig-höhnische Lache folgen, die ganz erwachsen und sehr roh klang. Und überhaupt, was war mit Bozena geschehen, war sie nicht mit einem Male gewachsen, hoch über den kleinen Anton empor, hatten ihre Worte nicht den herzlosen Tonfall der Erwachsenen, war dieses Mädchen noch seine gleichartige Spielgefährtin? Stand sie nicht groß vor ihm und fremd, hatte sie sich nicht feindselig zu jenen bekannt, die anders waren als er, zu den Menschen, zu den Großen! O ja, so war es: sie war groß geworden, eben jetzt, und er, Anton Wurzwallner, war klein, mußte ewig klein bleiben. Die Gemeinschaft, in die er sich so schön hineingeträumt hatte, ohne zu bedenken, daß der Tag kommen werde, an dem ihm Bozena entwuchs, war zerstört. Wieder brannte auch diese neue Erkenntnis so heiß und leuchtend in ihm, daß sein ganzer unendlicher Jammer zuckend und bloßgelegt in aller Helle dalag. So versunken war er in den starren entsetzten Anblick seiner Qual, daß er nicht merkte, wie der graue Schecke vorgeführt wurde, den Bozena bestieg, um ein wenig zu proben, da noch nicht alle Übungen mit der wünschenswerten Sicherheit gingen. Bozena hüpfte auf Klein-Mädchenart über ihre Springschnur, tändelte in gut gespielter Kindhaftigkeit mit einer Puppe, alles, während der graue Schecke mit den hellroten Nüstern schnaubend und in gleichmäßig-ruhiger Gangart Runde um Runde abtrabte.

Dann aber kam der Höhepunkt. Bozena schwebte mit leicht gestreckten Armchen, das linke Bein rückwärts gestreckt und ein wenig erhoben, in ernster, schwärmerischer Haltung durch den Raum. Sogar der graue Schecke hielt das Schnauben an. Wurzwallner sah das hundertmal gesehene verklärte Bild durch einen Schleier von Blut. Ob denn wirklich alles zu Ende war und verloren? Stand Bozena nicht unverändert oben auf der rotfarbenen Schabracke, wie ein kleiner Sieges-Cherubim? Konnte die Welt denn wirklich so hoffnungslos sein? Nein, das war nicht möglich, Bozena blieb ihm. Nicht wahr, die durfte ihm kein Schicksal entreißen? Sie hatte es gewiß nicht so böse gemeint. Sie war noch klein und zierlich und von seiner Welt. Sekundenlang, wenn sie an ihm vorbeischwebte mit einem wundervollen, kindlichen Lächeln himmelwärts, glaubte er, ihrer sicher zu sein, dann aber, wenn sie sich entfernte, brachen wieder alle Quellen seines Schmerzes blutig auf. So stand er in der Manege, vor der fliehenden und sich wieder nahenden Erscheinung umkreist, an der sein Leben hing. Frau Direktor knallte tadelnd und drohend ihre Peitsche. Bozenas rechtes Bein, auf dem die ganze Last des Körpers ruhte, war ein wenig eingeknickt. Aber gleich straffte sich ihre Gestalt wieder. Da fiel der noch zornige Blick der Frau Direktor auf Anton Wurzwallner. Froh, ein Objekt für ihre Laune gefunden zu haben, herrschte sie ihn barsch an, aus der Manege zu gehen. Wurzwallner, in sich und Bozena versunken, überhörte auch noch den zweiten Anruf, wird von der wütenden Frau mir roher Hand gepackt und gegen die Einfassung der Manege geschleudert, unglücklicher Weise gerade in dem Augenblick, als Bozena auf dem grauen Schecken herankommt. Sein Vorderhuf trifft wie ein wohlgezielter Keulenschlag Antons wohlmodelliertes Köpfchen und zerschmettert es. Der graue Schecke, wie unwillig über die Störung und sie tadelnd, schnaubt ein-, zweimal kurz auf, und Wurzwallner kann noch mit beruhigtem Lächeln sehen, wie das geistesgegenwärtige Tier, ohne aus seiner rhythmischen Gangart zu fallen, Bozena heil und unbeschädigt weiterträgt, einen kleinen, schwebenden Sieges-Cherubim, in feierlich-ernster Haltung und mit einem wandervoll kindlichen Lächeln himmelwärts. Dann verendet er im Sand. — — —

Fragt nicht, warum ich mit den Leiden eines Eiliputaners so befremdlich viel Umstände gemacht habe. Gewiß, das Leben eines Anormalen will wenig besagen in einer Zeit, die die Kräftigen, Gesunden und Tüchtigen zu Hunderttausenden hinrafft. Um diese Hunderttausende schweben beständig euere Gedanken und euere Liebe. Lasset es euch aber deshalb nicht verdrießen, eine kurze Weile euere kühle Aufmerksamkeit einem fremden Wesen geschenkt zu haben, das nutzlos war wie ein Goldkäfer und einsam und unbeachtet in seinem Leid, wie nur irgend eine Kreatur, die zu ihrer Qual anders erschaffen ward als das mächtige, glückliche „Wir“.

Blumen der Schlacht.

Ein Kapitel deutschen Volksglaubens.

Von Dr. E. Scheibener.

(Nachdruck verboten.)

Schon in jenen uralten Zeiten, als Germaniens Gauen noch von dichten, undurchdringlichen Wäldern bedeckt waren, war dem Deutschen jener Sinn für die Natur, für seine Wälder eigen, der als unvergängliches Gut den deutschen Völkern verblieb. Im Walde lebte der alte Germane; im Wald suchte er seine Kämpfe aus; den Wald durchzogen seine Götter, wenn sie zu den Sterblichen herniederstiegen; unter uralten Bäumen baute er seine Opferstätten; unter dem grünenden Baumdache hielt er Gericht; der Wald umgab

seine letzte Ruhestatt. Kein Wunder, da er mit ihm aufs innigste verwuchs, daß der grüne Rasen mit seinen Blumen ihm würdiger erschien, das Grab eines braven Kriegers zu schmücken, denn ein prunkvolles Denkmal, wie schon Tacitus uns in seiner Germania berichtet: „Über der Grabstätte wölbt sich ein Rasenhügel. Der Denkmäler stolze türmende Pracht verschmähen sie.“

Und dies edle Empfinden blieb den nachkommenden Geschlechtern. Die Blumen, welche auf den Gräbern unserer Lieben wachsen, nehmen dem Tode das Harte

und Grausame, heilen die Wunden, welche er uns zufügte; mit ihrem Dufte verscheucht die Rose die Schatten des Todes, lindert den Schmerz die reine Lilie, und dunkler immergrüner Epheu mahnt zu beständigem Gedenken. So wurden im Volksempfinden so manche Blumen zu derlei Symbolen. In ungezählten Sagen sprießen Blumen aus Gräbern hervor. Und auch auf den Schlachtfeldern, den Stätten wildesten Kampfes, entwuchsen sie dem blutgedüngten Boden. Blumenwunder sprossen auf, gleichsam zur ewigen Verherrlichung wundervoller Taten.

Das alte Gedicht von der Schlacht bei Roncevaux fündet uns, daß Karl der Große wohl zu spät kam, um seine Getreuen zu retten, daß er aber den *Co Roland*s und seiner Gefährten dadurch rächte, daß er den Sarazenen eine volle Niederlage beibrachte. Nun mußten die Toten begraben werden. Wie aber sollte man die Christen aus der ungeheuren Menge der Heiden herausfinden? Da befahl Karl der Große seinem ganzen Heere, inbrünstig zu beten, und siehe, am andern Morgen waren durch jeden Sarazenen ein Dornbusch gewachsen, bei den Christenleichen aber weiße Blüten aufgekeimt. folgendermaßen erzählen es die alten Reime:

„Als die nacht ein ende nam und der viel lichte tag kam, die kristen waren gescheiden gefondert von den heiden und lagen beide sunder. Zwei ungleiche wunder sah man an in beiden; durch jeglichen heiden, der da zu tode lag erschlagen	war gewachsen ein hagen, und waren alle gestalt, als sie wären sechs jahr alt. So lagen die unwerten gedrückt an der erden. Die kristen lagen hin dan: da sah man jeglichem man bei seinem haupte stahn eine weiße blume wohlgetan.“
--	--

Auch nach der berühmten Schlacht bei Sempach, wo anno 1386 Herzog Leopold von Oesterreich seinen Kampfesmut mit dem Leben bezahlte, sollen an der Stelle, wo er gefallen, wundersame Blumen entstanden sein. Man bewahrte eine solche Blume noch im 16. Jahrhundert im Schloß Tirol in einer Schachtel mit „aufgeleimten Zettl“, in welcher eine Urkunde darüber lag, aus der folgender Auszug angeführt werden mag:

„Ich Ludovicus zu Käß, Pfarrherr zu Sempach, thue kund ... da sein fürstlich Gnad erschlagen und sein Leib erfunden worden, ist deselben Jahrs eine große schöne Blume auf derselben waldstatt gefunden und erfunden worden, als ich solches von viel der ilteren meiner untherthanen und kirchgenossen gehört. Und ist die vermeldete blume voll kleiner blümlin, mit rothen Blättlin auswendig, und das inwendig etwas weiß gefeibt gesin.“

Es wurden zu Sempach noch an zwei Stellen solche Blumen aufgefunden. Maleolus felix erzählt den gleichen fall und sagt, daß die eine dieser Blumen von so wundervoller Schönheit und ungewöhnlicher Größe war, wie das noch keines Menschen Sohn gesehen habe, und daß sie zum Andenken in der Kapelle zu Sempach aufbewahrt werde.

Vielleicht war die Schlachtblume von Sempach eine Rose. Das dürfte nicht unwahrscheinlich sein, da die Rose vermöge ihrer roten farbe seit den ältesten Zeiten zum Symbol des Blutes wurde. Stammt doch nach einer alten Sage die rote farbe der Rosen von dem ersten Blut, das auf Erden vergossen wurde. Nach der Legende erblühten an den Dornen, in denen der heilige Dominicus sich zu seines Leibes Kasteiung wälzte, rote Rosen. Nach der Sage des Volkes soll die zierlichste Bürgerin des deutschen Waldes, die liebliche Hunds- oder Hedenrose, besonders an solchen Orten gerne wachsen, wo früher Opfer- oder Begräbnisstätten waren, emporblühend aus dem Blute der Gerichteten. Auch die roten Punkte auf den Zweigen der Rostrose sollen von dem Blute des Heilandes herrühren, wie die Moosrose einer Legende zufolge aus einem Tropfen von Christi Blut entstand, der ins Moos herniederfiel. Klar erweist sich hier überall die Symbolik: ja, sie erweiterte sich noch, indem sie sich nicht nur auf das vergossene Blut bezog, sondern auch auf dessen Ursachen, wie Wunden und ihre Narben und große

Schlachten. Deshalb wird das Schlachtfeld ein Rosengarten genannt, und der Rosengarten auf der Ebene Ida, der nach altdentschem Glauben gerade unter dem Orte ewigen Lebens, der Walhalla, lag, war dem alten Germanen zugleich Schlachtfeld wie Paradiesgarten. Auch aus der späteren Geschichte bringt die Sage Belege. Nach der furchtbaren Schlacht von St. Jakob an der Birs bei Basel im Jahre 1444, in der 1500 tapfere alte Eidgenossen gegen 30 000 räuberische französische Söldner nicht besiegte wurden, aber siegend zu Grunde gingen, ritt Ritter Burkhard Mönch von Landeskron über das blutige Schlachtfeld. Höhnisch rief er: „Heute bade ich in Rosen.“ Dies hörte ein schwerverwundeter Hauptmann aus Uri und griff mit der letzten Kraft einen Stein. „Da friß eine der Rosen“, und tödlich getroffen stürzte der grausame Spötter vom Pferde. Zu Paris ergrünte kurz nach der Bluthochzeit vom 24. August 1572 ein dürrer Rosenstrauch. Auf dem Birrfelde im Aargau soll nach dem Volksglauben ein großer Dornenstrauch stehen. Sollte er einmal welken, so entstände eine so entsetzliche Schlacht, daß das rinnende Blut die Mühle zu Mühlingen drei Tage lang zu treiben im Stande wäre. Auch von ehrenvollem Kampfe herührende Narben werden öfters als Rosen bezeichnet. Nikolaus Lenau besingt sie:

„Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all die Säbelnärbn
Ehrenröslein purpurfarbn
Ihm auf Stirn und Wange glühn!“

Doch nicht nur Symbole von Blut und Wunden, Schmerz und Tod schuf das Volk. Nein, auch herrliche Tapferkeit, hingebenden Mut wußte es von jeher zu ehren. Stets war die Eiche das Sinnbild von Stärke, Macht und Tapferkeit. Sturm und Ungewittern hält ihr knorriges Geäste stand, jahrhundertelang den Elementen trotzend, recht ein Abbild der Stärke, zäher Kraft, unbeugsamen Mutes; unzählige Lieder verherrlichen die deutsche Eiche, das Wahrzeichen deutscher Macht, deutschen Zusammenhaltens. Heißt es doch schon in der uralten „Bedeutung der Blumen“: „Wer Eichenblätter trägt, zeigt dadurch seine festigkeit an und daß niemand seinen Willen brechen könne.“ Der alte Germane opferte unterm Eichbaum seinen Göttern; wenn sie zur Erde niederstiegen, wohnten sie in seinem Gezweige. Und so verliehen sie der Eiche zauberische Kräfte. Deshalb gaben ihre Zweige ausziehenden Soldaten Mut, zugleich auch den erhofften Sieg. Es entstanden so die zahlreichen Sagen vom wandelnden Walde. Ein jeder des vorrückenden Heeres hielt in seinen Händen einen Zweig; der feind aber glaubt, es rücke ein Wald auf ihn zu, und bestürzt ob des unerhörten Wunders ergreift er alsobald die flucht; das anrückende Heer verfolgt ihn und erringt den Sieg. Am besten aber machte es der alte General Zietzen, der, um des Sieges sicher zu sein, nach der Sage gleich sein ganzes Heer in einen Eichenwald verwandelte. Denn er war ein großer Hegenmeister und, als es ihm einmal schlecht genug ergangen, die Russen ihn mit Übermacht angefallen und zum Rückzuge gezwungen hatten, kam er in ein tiefes Thal. Seine Soldaten waren sehr ermüdet, und er wußte, daß ihm die feinde lebhaft nachrückten. „Halt“, rief er da auf einmal, „und keiner rühre ein Glied!“ Die Soldaten standen alsbald gleich einer Mauer. Nun aber schlug der alte Zietzen ein Kreuz, murmelte etwas dazu, und im Hui war die ganze Armee in einen großen Wald verwandelt. Er selbst kletterte auf einen Eichbaum und lachte über das, was kommen werde. Es dauerte auch nicht lange, so lief der feind vom Berg herab, Panduren, Kosaken, Weiß- und Grünröcke kamen und erstaunten, als sie anstatt des Heeres einen Wald vor sich sahen, den sie nun rasch durchheilten, indem sie zornig hier und da einen Zweig abhieben. Als nun die feinde weit genug weg waren, stieg der alte Zietzen von seiner Eiche, murmelte einen anderen Spruch, und seine Soldaten standen wieder da mit sack und pack. Mancher hatte zwar einen kleinen Hieb bekommen oder den Kopf verloren. Das

tat aber nichts zur Sache, und der Alte sagte: „Vorwärts, nun fassen wir den Feind im Rücken!“ Wirklich wurde der Feind geschlagen, und der alte Fritz wollte sich halb tot lachen über den Witz, den Zietzen gemacht hatte. . . .

Seltamer mutet es uns heute an, wenn wir hören, daß auch der Lauch und der Schlachtenlärm in enger Beziehung miteinander standen. Bereits das alte Germanien huldigte solchem Aberglauben. Man war der Ansicht, daß Lauch etwas Ehrendes bedeute und die Kampfeslust erhöhe; im Lauche sah man das Abbild eines Helden. Spricht doch Gudrun im Heldengesange:

„So war mein Sigurd,
wie hoch aus Halmen
edler Lauch sich hebt“

und in der Sämmandur Edda heißt es, als Helgi geboren ward und sein Vater Sigmund aus der Schlacht zurückkehrte:

„Der König selbst
ging aus dem Schlachtenlärm;
dem jungen Helden
edlen Lauch zu bringen.“

Noch bis in das 16. Jahrhundert war es in manchen Gegenden Sitte, als Zeichen der Herausforderung einen Lauch oder Halm auf den Hut zu stecken, und man glaubte auch durch den Genuß von Lauch die Kampfeslust zu erhöhen.

Noch ist einer Lauchart zu gedenken, die sich im Mittelalter bei den Soldaten allgemeiner Wertschätzung erfreute. Da die äußerste Hülle ihrer Zwiebel nehartig

ist, so nahm man in jenen Zeiten an, daß diese gleich einem Panzer einen zu schützen vermöge, und daher wurde sie von den Kriegsheuten während der Schlacht um den Hals getragen. Aber sie machte auch tapfer und siegreich, und so heißt sie denn noch heute Sieglauch, Siegwurz oder auch Allermannsharnisch.

An andere Pflanzen, die das Volk mit Schlachten und Schlachtfeldern in Verbindung brachte, knüpfte es merkwürdige Prophezeiungen. Es ist von schlechter Vorbedeutung und kündigt fast immer Krieg an, wenn dürre Bäume erneut ausschlagen. Bei dem Untersberg, in welchem Karl der Große schläft, befindet sich das Walserfeld. Darauf steht ein Birnbaum, der seit langem dürr ist. Wenn aber Kaiser Karls Bart dreimal um den Tisch gewachsen, so berichtet es die Sage, wird der Birnbaum blühen, Kaiser Karl aus dem Berg kommen und seinen Schild an den Baum hängen. Dann entsteht eine furchtbare Schlacht; zuletzt aber werden die Bösen von den Guten erschlagen. Nach einer anderen Fassung soll durch diese Schlacht Deutschland groß werden, und im Jahre 1814, als das deutsche Volk im Freiheitskriege tritt und siegte, schlug der Baum wirklich aus; allein seine Blätter verdorrten bald wieder. Auf der Seisseralp in Tirol steht ein halbverdorrtes Kirschbäumlein. Erblüht es einst, so wird sich nach der Meinung des Volkes ein schrecklicher Kampf mit den Schweizern entspinnen, und alle, die nach dem Walserfeld sich flüchten, werden dort erschlagen.

Herr Lebureau und Frau Anastasie.

Von Alfred Bratt.

(Nachdruck verboten.)

Der Kampf der Gegenwart hat in den Ländern der einzelnen Kriegführenden Erscheinungen gezeitigt, die im Gefolge der Bedürfnisse und Sonderheiten des Krieges entstanden, gleichzeitig aber aus der Verschiedenheit der Volkspsyche, der Verfassungen, der Stellungnahme der Gesamtheit und des Einzelnen zu dem großen Ringen hervorgingen. So traten in Frankreich und England, in Rußland und Italien, in Deutschland und Oesterreich Erscheinungen zutage, die vorher nicht allgemein bemerkt oder doch nur wenig und in Einzelfällen bekannt waren. Durch die Wucht des Krieges, der für jeden der Kämpfenden zu einem Duell um Sein und Nichtsein, zu einem Ringen um die künftige Existenzform wurde, mußten die Schleier von den Geheimnissen fallen, mußte klar werden, was bis dahin unter der Decke übertünchender Kultur der Außerlichkeiten verborgen geblieben war. Im Guten und Schlechten wurde die Wahrheit enthüllt, schöne und edle Kräfte zeigten sich stärker, als man erwartet hatte, Eigenschaften wirtschaftlicher und moralischer Schwäche enthüllten sich schrankenlos, jeder zeigte sich, mußte sich zeigen, wie er in Wirklichkeit ist.

Die Welt der Kämpfer und Neutralen zeigte ihr ungeschminktes Gesicht, und die Bilder, die dieserart aufgedeckt wurden, werden in Zukunft bleiben und nicht vergessen werden. Deutschland zeigte seine volle Kraft, und es erwies sich einwandfrei, daß diese Stärke im Einigen zu jedem, der guten förderlichen Opfer bereiten Geiste der gesamten Nation Ursprung, Erklärung und gestaltendes Mittel hat. Oesterreich bewies, daß die Völker unter Habsburgs Krone ein Stamm sind, wenn die Gefahr an die Grenzmauern des Reiches pocht, daß die „glücklichen Phäaken“ das Schwert zu schwingen vermögen, wenn die Stunde es fordert. Rußland zeigte die Ungeundheit seines Riesenleibes, England mußte mit offenen Karten spielen, deren höchste Trümpe Egoismus und Heuchlerthum sind, und Frankreich — ja, auch Frankreich zeigt ein verändertes Gesicht, einen Ausdruck, an den wir uns erst mit Staunen und einem reichen Maß rein menschlicher Enttäuschung gewöhnten.

Vor dem Kriege hegte der Durchschnittsdeutsche — betrachtete er das einstige Gallien persönlich auf Reisen betrachtet haben oder nicht — eine oft uneingestandene Sympathie für Frankreich, die „Republik der Freiheit und des Geistes“. Möchte der Einzelne auch noch so sehr seine Meinung nach persönlicher Kenntnisaufnahme korrigiert haben, die deutsche Allgemeinheit behielt ihre Sympathie, die auch äußerlich genügsam zum Ausdruck kam. Und aus diesem Grunde ist der Krieg mit Frankreich, losgelöst vom gesamten Weltkrieg, in gewissem Sinne ein Kampf für sich, ein Kampf der Erkenntnis, das Begräbnis eines einstigen, mit krafftester Undankbarkeit erwiderten Gefühls. Das Frankreich von heute, das Frankreich des Weltkrieges, das Frankreich, wie es wirklich ist und eigentlich auch immer war, hat die Illusionen zerstört, die man von seiner Art hegen mochte; was man für kindlich hielt, erwies sich als schlechter Charakter, was man für leichtsinnig hielt, als unvernünftig, was man für freiheitlich und künstlerisch hielt, als untüchtig, kraftlos und disziplinwidrig. Das Frankreich, das nicht zögerte, seine wahre Beschaffenheit durchschauen zu lassen, das Frankreich, das wir nunmehr Tag für Tag im Spiegel der Ereignisse, an den Auslassungen seiner berühmtesten Männer, an dem grotesken Zerrspiel seiner Presse zu erkennen vermögen, ist ein ganz, ganz anderes, als das Frankreich unserer einstigen Illusion. Zwei Erscheinungen des öffentlichen Lebens aber sind ganz besonders geeignet, den wahren Charakter und die wahre Schwäche des kämpfenden Frankreich zu enthüllen. Sie haben einen männlichen und einen weiblichen Namen, sie heißen: Herr Lebureau und Frau Anastasie.

Herr Lebureau und Frau Anastasie sind nicht erst im Kriege geboren worden. Wohl traten sie erst in den Monaten des Weltringens unverhüllt hervor, aber sie lebten seit jeher in Frankreich, versteckt, verstoßen, aber stets gewärtig, auf den Schauplatz der breiten, nichts verhüllt lassenden Öffentlichkeit zu treten. Herr Lebureau und Frau Anastasie entpuppten sich als die Seele des französischen Volkstums, sie sind die bezeichnendsten Symbole der gesetzlichen Verfassung im modernen Gallien.

Die Namen sind französischen Ursprungs; bitterer französischer Wit — und nicht etwa feindliche Elemente des Auslandes — haben sie geprägt. Herr Lebureau bezeichnet die Gesamtheit des dumpfen, geistlosen, unfeieitlichen und unlogischen französischen Bürokratismus, Frau Anastasie den Charakter der aus Luz und Trug, aus Mangel an Mut und Selbstvertrauen gebildeten französischen Zensur. Im Frieden verborgen, traten Herr Lebureau und Frau Anastasie im Kriege in die vordersten Schranken, als Symbole des schwachen, in sich selbst zusammensinkenden, abwärts gleitenden Frankreich, das sich allzulange vom alten Ruhm genährt hat, um heute noch davon allein leben zu können. Herr Lebureau und Frau Anastasie haben Kriegshochzeit gehalten, und ihre Ehe ist unlösbar: Beherrscherin des Landes, Wahrzeichen seiner wirklichen Natur.

Was sind Tüchtigkeit, Volkseinigheit, Organisation und Kraft? Herr Lebureau weiß es nicht, diese Eigenschaften sind ihm fremd, nur dem Namen nach bekannt, nur als leere Phrase wert. Die Erfordernisse des Krieges haben in Frankreich keinen Sturm erzeugt, der frisch und frei weht, der Stärke verleiht und Gesundheit. Sie haben, in Ermangelung eines Besseren, Herrn Lebureau an die Spitze des Volkes und der Armee gestellt. In falsch aufgefaßtem Bemühen, es dem ebenso beneideten wie verhöhten deutschen Organisationstalent gleichzutun, hat Herr Lebureau das geschaffen, was der Franzose „la Paperasserie“ nennt: nämlich einen Wust papierener Formeln und Regeln, einen Bürokratismus schlimmster, freiheitswidrigster Art, der militäristischer ist als jeder „Militarismus“, der immer hemmt und niemals fördert. Das ganze Land ist unsicher in seinen Mitteln und ihrer Verwendung. Darum jagt eine Verordnung die andere, ungeheuer viel wird geschrieben und blutwenig geschieht. Die leitenden Offiziere haben soviel Verfügungen zu erledigen, daß ihnen keine Zeit übrig bleibt, das Wichtigste in die Tat umzusetzen. Die Beamten der Verwaltung stecken in einem so übergroßen Berg von Schreibarbeiten, daß die Kraft zur Verwaltung ihnen schlechterdings entglitten ist. Die Taten des Herrn Lebureau sind so zahllos, so sonderbar und vielartig, daß es einfach unmöglich ist, sie in ihrer Gesamtheit auch nur einigermaßen zu charakterisieren. Ein kleines Beispiel — eines unter tausenden — möge als bezeichnende Erklärung dienen. Die französische Regierung gab ein Kriegsgesetz heraus, das allen weiblichen Angehörigen der im Felde Stehenden im Bedarfsfalle eine besondere Unterstützung gewähren soll. In einem kleinen Dorfe wandten sich die Frauen und Mädchen, dem Gesetze entsprechend, an den Bürgermeister. Dieser aber — trotzdem er die Verhältnisse jedes Dorfbewohners sehr gut kennt, erwiderte — wieder dem Gesetze entsprechend — die dringlichen Bitten mit einem Fragebogen, der nicht weniger als sechzig einzelne Punkte enthält. Die Fragen betreffen alle Möglichkeiten und auch Unmöglichkeiten, die der phantastischste Geist sich ausdenken kann. Und so muß denn eine arme Bauersfrau, deren Mann an der Front kämpft, sechzig — ebenso komplizierte wie sinnlose — Fragen schriftlich aufs genaueste beantworten können, um 7 Franken monatliche Unterstützung für sich und ihre Kinder zu erhalten. Rechnet man zu diesen Unsinnigkeiten noch die Kreuzwege, die ein solches Formular zurücklegen muß, um an seinen Bestimmungsort zu gelangen und beantwortet zu werden,

so gewinnt man einigermaßen ein schwaches Bild dessen, wozu Herr Lebureau fähig ist.

Im Privatleben und im öffentlichen Verkehr, im Hinterland und an der Front, überall regiert Herr Lebureau, der die Legenden von der Freiheitlichkeit des Geistes und der Tat in Frankreich für immer ins Reich der haltlosen Legende verwiesen hat. Und die Gemahlin, Anastasie, ist sein würdiges Gegenstück.

Um Anastasie zu kennzeichnen, genügt es, einer einzigen, öffentlich dargetanen Tatsache Erwähnung zu tun. Die französische Zensur begnügt sich nicht nur mit Unterschlagungen, mit Entstellungen, Verfälschungen und Verschweigungen schlimmster Art. Sie verbietet — und das ist ihr rühmlichstes Meisterstück — die Herausgabe jeglicher Verlustlisten. So unmöglich, ungeheuerlich, ja unglaublich dies auch klingt, es ist die volle Wahrheit, und damit ist das ganze System des heutigen Frankreich für allemal gerichtet. Die Väter, Brüder und Söhne ziehen ins Feld hinaus, und wenn sie fallen, kündigt kein offizielles Dokument, keine amtliche Benachrichtigung ihren Tod. Es ist begreiflich und höchst logisch, daß hier der Schlüssel für die Schwäche, geistige Verwirrung und nachgerade krankhafte Nervosität des französischen Volkes liegt. Wenn ein Krieger seinen Angehörigen wochenlang keine Nachricht geben konnte, oder wenn die verlotterte Wirtschaft der französischen Feldpost die Briefe und Karten verloren gehen ließ, bleiben die Angehörigen der furchtbarsten aller Qualen, dem bohrenden, ermattenden, entnervenden Gefühl der Ungewißheit überlassen, kein Amt wird ihnen Auskunft geben. Und wenn der Sohn, Vater oder Bruder fiel, muß die Familie in vielen Fällen bis zum Ende des Krieges warten, um überhaupt von der Tatsache seines Todes untrügliche Kenntnis zu erlangen.

„Du darfst für dein Vaterland verbluten,“ sagt Frau Anastasie zu dem französischen Bürger, „aber dein Opfer muß ein Geheimnis bleiben, selbst deine Mutter, deine Frau, deine Schwestern dürfen es nicht erfahren, damit nicht ihr Schmerz die anderen entmutige!“ Doch dieser kleine logische Schluß der guten Anastasie ist ebenso dumm wie gemüßlos, durch ihn erst wird die Mutlosigkeit überall verbreitet, der Schmerz gesteigert, die Nervosität und Unsicherheit allgemein.

Zahllos wie die Streiche von Herrn Lebureau, sind auch die Missetaten der Frau Anastasie. Sie verschweigt Niederlagen, erfundet Erfolge und bringt es dahin, die Geistesbeschaffenheit eines ganzen Volkes auf eine Weise zu verwirren, die allmählich jede noch so ferne Heilung ausgeschlossen erscheinen lassen muß. Und ist Frau Anastasie nicht ebenso ein Zeichen von Feigheit, wie Herr Lebureau ein Zeichen trostloser Schwäche?

So ist das würdige Ehepaar beschaffen, das in Wahrheit das heutige Frankreich beherrscht, das sein Mark ausgießt, seinen Verstand einschläfert, sein Blut und seine geistigen Kräfte nutzlos vergeudet.

Wo ist Geist, wo ist Freiheit? Lebureau und Anastasie haben sie über die Grenzen Frankreichs gejagt; Lebureau und Anastasie, die sich gegen ihr Geburtsland kehrten und so auf groteske Weise zu den Bundesgenossen des deutschen Gegners geworden sind.

Die Illusion, die uns einst als Frankreich galt, ist für immer dahin. Herr Lebureau und Frau Anastasie tanzen auf ihrem Grabe. . . .

Der Lotteriegewinn.

Eine Jugenderinnerung von **Wilhelm Scharrelmann.**

(Nachdruck verboten.)

Als ich Pennäler war, saß neben mir auf der Schulbank ein quecksilberner kleiner Geselle, dem schon nach einigen Wochen wegen seiner ewigen Unruhe vom Lehrer das Höschchen strammer gezogen wurde, als es von Rechts wegen sitzen mußte.

Eines Tages brachte er ein allerliebstes Spielzeug mit in die Klasse, ein sauber aus Holz geschnitztes Figürchen, das einen Löwen darstellte und gewiß aus einer „Arche Noah“ oder einer „Menagerie“ stammte. Ich hatte mich gleich beim Anschauen so in das

Spielzeug verliebt, daß ich ganz benommen davon war. Die ganze Stunde schielte ich heimlich hin, wenn Franz den Löwen auf dem Rande seiner Tafel spazieren gehen ließ oder auf die Klappe des Tintenfasscs stellte.

Wie stolz er dann dort stand, den Rachen aufgesperrt und den Schwanz in kühnem Bogen zur Erde geneigt, wie er nun vorrückte, die Griffelrillen entlang, um dann langsam die schräge Tischplatte hinabzuspazieren und zur Abwechslung für ein paar Sekunden unter dem Tische zu verschwinden.

Ich war so entzückt, daß ich alles um mich vergaß, und plötzlich in höchstem Schrecken zusammensuhr, als der Lehrer die Bankreihe herabschritt und sich mit den Worten an Fränzchen wandte: „Na, dann zeig' mir Dein Spielzeug doch auch mal her!“

Nun half kein Maulspitzen — es mußte gepiffen sein, und Franz blieb nichts anderes übrig, als den Löwen der grausamsten Gefangenschaft zu überliefern. Denn schweigend schritt der Lehrer mit ihm zu seinem Pult zurück, öffnete schweigend den Deckel, setzte den Löwen in den geheimnisvollen Raum, ließ dann den Deckel niederfallen und schloß das Gefängnis sofort mit rasselndem Schlüsselbunde schweigend wieder ab, als solle das arme Tier, das er darin eingesperrt hatte, niemals wieder an das fröhliche Licht des Tages kommen.

Es dauerte Wochen, bis wir es wieder zu sehen bekamen. Aber eines Tages holte der Lehrer ganz unversehrt den Gefangenen wieder hervor und wollte ihn Franz zurückgeben, wenn er es fertig bringe, bis zum Schluß der Stunde nicht wieder zu schwagen.

Nun ist es möglich, daß Franz an dem Besitz des Löwen nichts mehr lag und er sich mittlerweile an den Verlust gewöhnt hatte, oder aber er konnte wirklich nicht bis zum Schluß still sitzen — genug, am Schluß der Stunde verkündete der Lehrer, daß Franz nicht still gefressen habe, daß er also auch den Löwen nicht wieder kriegen solle! Es solle darum eine Lotterie gemacht werden, und der Löwe solle der Gewinn sein!

Alle Köpfe drehten sich nach Franz herum — aber der nahm die Entscheidung mit augenscheinlichem Vergnügen auf. Die Vorbereitungen für die angekündigte Lotterie schienen ihn mehr zu interessieren, als der Besitz des Löwen, der einsam auf dem Pult des Lehrers seines neuen Besitzers harrte.

Mit großer Sorgfalt wurden nun 63 Lose angefertigt, gefaltet und gemischt. Darauf verkündete der Lehrer, daß er auf eins der Lose das Bild eines Löwen gemalt habe. Wer dieses Los ziehe, habe den Löwen gewonnen.

Zum ersten Mal nahm ich an einer Lotterie teil, und mein Wunsch, den Löwen zu gewinnen, war so groß, daß ich die Vorbereitungen nur mit Herzklopfen verfolgte.

Mit geschlossenen Augen durfte auch ich endlich in das geheimnisvolle Zigarrenkästchen langen, in dem der Lehrer die Nummern gemischt hatte, und dann, als alle ihre Lose vor sich auf dem Tische liegen hatten, durften wir auf ein gegebenes Zeichen die geheimnisvollen Zettel auseinanderfalten. —

Ich glaube, ich bin nie strahlender aus der Schule nach Hause gekommen, als an diesem Tage. Sorgfältig in den Griffelkasten eingeschlossen, brachte ich den „Gewinn“ des Tages, den Löwen, heim, beneidet von der ganzen Klasse und selig in dem Bewußtsein, solch ein großartig schönes Spielzeug zu besitzen. Alle Wünsche meines Lebens schienen mir damit erfüllt!

Mir ist es heute noch rätselhaft, wie gerade ich dazu kam, den Löwen zu gewinnen. Rätselhaft darum, weil ich nie wieder in meinem Leben etwas gewonnen habe. Ich habe keine glückliche Hand darin und stets eine Niete gezogen, wenn mich mal der Überwitz juckte, ein Lotterielos zu kaufen. Es ist, als wenn ich für die Seligkeit des ersten Gewinnes alle anderen drangegeben hätte. Das wäre dann vielleicht so ein Stück ausgleichende Gerechtigkeit, denn die Freude über einen Gewinn von fünfzigtausend kann nicht größer sein, als die meinige damals war.

Aber alle irdische Freude ist vergänglich, und eines Tages sah ich ein, daß es doch noch Höheres auf der Welt gab, als einen aus Holz geschnitzten Löwen zu besitzen.

Es war ein regnerischer, stürmischer Nachmittag. Wir waren aus der Schule entlassen, und ich tapste mit meiner Freundin Tini, einem kleinen Mädchen aus der Nachbarschaft, durch Regen und Wind nach Hause. Wir gingen zusammen unter einem Schirm, den wir, so gut es gehen wollte, gegen den Wind zu balancieren versuchten, was oft schwer genug war, da der Wind an den Straßekreuzungen so heftig dreinfuhr und so plötzlich herumsprang, daß man schon aufpassen mußte, wenn er nicht unter das Schirmgestell fahren sollte.

Plötzlich aber ereilte uns doch das Unglück. Ein Hochwind faßte Tinis Schirm und klappte ihn wie ein flatterndes Segel um, wobei er einen mehr als spannenlangen Schitz in eine der Bahnen des Überzuges riß und ein paar Stangen zerbrach, als wenn es Streichhölzer wären. Da das Unglück so schnell und unvermutet gekommen war, hatten wir beide nichts Besseres zu tun gewußt, als den Schirmstock so krampfhaft wie möglich festzuhalten. Kaum aber hatte Tini das Unglück gesehen, daß der Wind dem Schirm zugefügt hatte, als sie herzbrechend zu schluchzen anfing.

Sie trampelte mit den Füßen, schrie, als wenn sie gehängt werden solle, und war durch nichts zu trösten.

Ich versuchte alles, ihre Tränen zum Versiegen zu bringen, aber sie ließ sich auf nichts ein und brüllte weiter, als könne der Schirm allein durch ihr Klagegedröhre wieder in eine anständige und brauchbare Form gebracht werden.

Zuletzt erbarmte sich eine Frau über sie und brachte den Schirm in seine ursprüngliche Form zurück. Die zerbrochenen Schirmstangen und das Loch konnte sie freilich nicht beseitigen, und das war für Tini ein ausreichender Grund, weiter zu brüllen.

Ich streichelte ihr die Backen, redete ihr zu, so gut ich konnte, — nichts half.

Da kam mir ein Gedanke.

Stand nicht zu Hause mein Löwe, sauber und wohl erhalten? Mußte sein Besitz nicht ein weinendes Mädchenherz trösten können? Was galt mir der Löwe, wenn Tini mir endlich zu weinen aufhörte, und über ihrem lieben Gesicht wieder die Sonne aufging?

Leise fragte ich sie darum: „Tini, Du, möchtest Du nicht einen Löwen haben?“

Die Frage mußte Tini wohl überraschend kommen, daß sie tatsächlich sofort mit ihrem Geheul abbrach, mich unter Tränen ansah und fragte: „Was für'n Löwe ist das denn?“

Ich erzählte ihr nun also von meinem Löwen, und Tini vergaß ihren Schirm darüber, zog friedlich mit zu unserem Hause und ließ sich gnädig den Löwen schenken, der so lange der Stolz und die heimliche Freude meiner Spiele gewesen war.

Einige Sekunden betrachtete sie ihn und lief dann spornstreichs nach Hause, den beschädigten Schirm gleichgültig wie einen Schlepptümel hinter sich herschleifend.

Heimlich gab es mir doch einen Stich, als ich mich so leichtsinnig meines Lotteriegewinns, des einzigen meines Lebens, begeben hatte.

Aber hatte Tini ihn nicht gekriegt? War das nicht ein Trost, der den Verlust reichlich aufzuwiegen vermochte? —

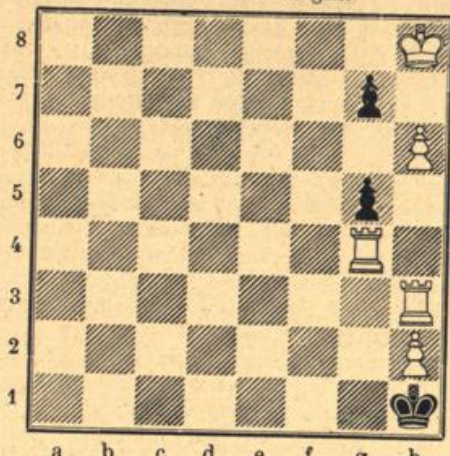
Ich muß gestehen, daß es mir hinterher doch nicht so leicht wurde, mich damit abzufinden, als es mir anfänglich hatte scheinen wollen. Im Gegenteil, schon bald hinterher faßte mich bittere Reue. Aber die Würfel waren gefallen, der Löwe war dahin, und es blieb mir nichts anderes übrig, als mich in das Unabänderliche zu fügen — und zu verzichten, eine Erziehung, die das Leben an mir fortgesetzt hat, — bis auf den heutigen Tag. Und darum, wenn ich heute einmal in die Lage käme, ein weinendes Mädchenherz trösten zu müssen — aber man soll den Teufel nicht an die Wand malen!

Spiele und Rätsel.

Schach.

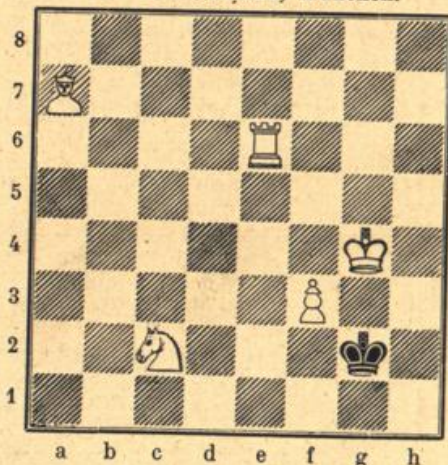
Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatts“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Redigiert von H. Diefenbach.

15. J. Wainwright.



Matt in 3 Zügen.

16. F. Sackmann, München.



Matt in 3 Zügen.

7. Partie (Damenbauernspiel).

Aus dem Meisterturnier des Nordischen Schachbundes, Kopenhagen 1916.

Weiß: P. Johner. Schwarz: G. Nyholm.

- | | | | |
|-----------|--------|-------------|----------------------|
| 1. d2—d4 | d7—d5 | 9. Dd1—f3 | Sb8—d7 |
| 2. Sg1—f3 | e7—e6 | 10. Df3—h3 | Tf8—e8 ¹⁾ |
| 3. Lc1—f4 | Sg8—f6 | 11. Sd2—f3 | Sd7—f8 ²⁾ |
| 4. e2—e3 | Lf8—e7 | 12. Sf3—g5 | Dd8—c8 |
| 5. Lf1—d3 | 0—0 | 13. Sg5—f7: | Lb7—a6 |
| 6. Sbt—d2 | c7—c5 | 14. Sf7—h6† | g7—h6: |
| 7. c2—c3 | b7—b6 | 15. Dh3—g3† | Sf8—g6 |
| 8. Sf3—e5 | Lc8—b7 | 16. Ld3—g6: | Aufgegeben. |

¹⁾ Schwarz will angesichts des drohenden Angriffs den Punkt b7 durch Sf8 besonders schützen, schwächt dafür aber f7. — ²⁾ Der richtige Zug war Sd7—e6:.

Auflösungen.

- Nr. 10. Cimburck. (Ka3, Dg8, Tg7, Lb5, Sd5. — Kd4, Sb8, Ba5, b7, c7, g3, h4. 4er.) 1. Df8, g2, 2. De7!, g1D, 3. T×g1; 1. . . ., Ke4, 2. Tg5, Kd4, 3. De7; 1. . . ., K×d5, 2. Df5†, Kd4, 3. Tg4†; 1. . . ., Ke5, 2. De7†, 3. Tg5(†); 1. . . ., c6, 2. Tg4†, Ke5, 3. De7†; 1. . . ., Ld7, a6, 2. T(×)d7, Ke5, Sc5, 3. Df6† . . .

- Nr. 11. H. D. (Ka2, Da8, Lg1, Sg6, Bb3, c3, e6, f4, g5. — Kd6, Bc5, g2. 3er.) 1. Se7, K×e7, 2. Dc8; 1. . . ., 3. L(×)c5(†).

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. B., J. K., F. B., A. Dl. und R. St. in Wiesbaden.

Briefkasten.

Herrn Dr. M. im Felde. Besten Dank für den freundlichen Brief. Die Lösungen sind richtig. Der mitgesandte Dreizüger: Ke8, La1, Sh6; Kh8, Bh7, g7 ist ganz nett, aber doch zu leicht.

Bilderrätsel.



Wandelrätsel.

Weiß soll in Schwarz mit Hilfe von vier Zwischenworten verwandelt werden. Es darf immer nur ein Buchstabe hinzugefügt, weggelassen oder ausgetauscht werden. Zur Verwendung kommen: 1. eine Erscheinung, die sich namentlich oft im Sommer zeigt, 2. ein Säugetier, 3. ein Schwimmvogel und 4. Körperteil eines Tieres. Laute wie sch, ei usw. gelten als ein Buchstabe.

Diamanträtsel.

```

a
a a b
d e e e e
e e e e f g
i i i m m m m n n
n n n n o r r
r r r s
u u w
z
    
```

Die Buchstaben des Rätsels sind derart umzustellen, daß die wagerechten Reihen ergeben: 1. Buchstabe, 2. das moralische Ansehen eines Menschen, 3. Fluß in Frankreich, 4. Lagerraum, 5. feindlicher Staat, 6. Gebirgsstock in den Alpen, 7. Nutzland, 8. Gewässer, 9. Buchstabe. Die mittelste Senkrechte ist dann gleichlautend der mittelsten Wagerechten.

Worträtsel.

Das Wort die ganze Frauenwelt
Recht oft und lang in Atem hält,
Schneid' ab den Kopf, es wird sodann
Zu einer Dichtungsform.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 7.

Bilderrätsel: Eine halbe Wahrheit ist eine ganze Lüge. — **Silberträtsel:** Ihuri, Noten, Seehund, Terpsichore, Aaron, Unionklub, Butter, Magdalena, Ilsestein, Tugend, Athene, Laban, Leichenraub, Esau, Nebukadnezar, Frühling, Ephialtes. In Staub mit allen Feinden Brandenburgs! — **Scharade:** Honigmond. — **Umstellrätsel:** Sarg, Angel, Laub, Ohr, Natter, Idol, Kreis, Insel. Saloniki.